

HAUSNACHRICHTEN No. 114 OKTOBER/NOVEMBER 2024

EXKLUSIV FÜR mare-ABONNENTINNEN UND -ABONNENTEN



Selfie? Killfie! Cavellius in Reynisfjara

TOURISTENLEICHTSINN

Das Gesicht voll Panik, der Mund zum Schrei geöffnet. Eine junge Chinesin im neongelben Anorak, mit schwarzer Pudelmütze und Fäustlingen, steht hüfttief in der hoch spritzenden Gischt des eisigen Atlantiks, mit dem Rücken zum Meer, kurz davor, umgerissen zu werden. Es war ein Schnappschuss auf einer Warntafel beim berühmten schwarzen Strand bei Reynisfjara im Süden Islands, der mich nicht mehr losgelassen hatte. Ein Strand wie von einem Künstler voll dunkler Fantasie gemalt: schwarzer Lavasand, an dem die weiße Gischt anbrandet, und Menschen aus aller Welt, die vor dunkel glänzenden Basaltklippen posieren, obwohl Warnlichter und Tafeln dort auf die unberechenbaren „Sneakerwellen“ hinweisen.

Nach Hause zurückgekehrt, begann ich zu recherchieren über diesen faszinierenden schwarzen Strand, wo sieben Menschen in den letzten Jahren ihr Leben im Meer verloren haben. Dabei erfuhr ich in der internationalen Presse von einer deutschen Familie, die 2017 am Nachbarstrand in eine Welle geraten war. Vor den Augen der Kinder und

ihrem Mann war eine Frau ertrunken. „Dieser Mann wird niemals mit Journalisten reden“, bekam ich aus seinem Umfeld zu hören. „Selbst nach sieben Jahren nicht.“ Nachdem ich Martin L. jedoch mein Anliegen geschildert hatte, über die lauernde Gefahr an dem Touristenhotspot an der Südküste aufzuklären, zeigte er sich schließlich bereit, mir seine Geschichte zu erzählen. „Aber ich mache das nur einmal und nur mit dir“, legte er sich fest.

Alexandra Cavellius,
„Die Welle aus dem Nichts“,
Seite 40

KARTENLESEKUNST

Auf den Banda-Inseln kann die Sturmsaison sogar einen ganzen Monat dauern. Einmal war ich auf der Insel Neira gefangen und hatte keine Möglichkeit, von dort wieder wegzukommen. Über Wochen hielt ich mich als Gastlehrer mit dem Unterrichten an einer Junior High School über Wasser.

Die Schüler saßen geordnet im Klassenzimmer. Sie holten Papier aus den Schubladen und starrten mich an wie eine Gruppe von Reportern, die einen Verbrecher befragen wollten. An diesem Tag wurde ich gebeten, Literatur zu unterrichten, ein Fach, das im nationalen Lehrplan oft vernachlässigt wird.

In der stillen, feuchten Luft des Klassenzimmers forderte ich die Schüler auf, einen Brief mit Gedichten, Zukunftsplänen oder anderen Geschichten aus ihrem Alltag in Banda zu schreiben. Keiner fragte, an wen der Brief adressiert werden sollte. Wie Eremiten, die feierlich

in einer Höhle meditieren, begannen sie zu schreiben. „An die Banda-Inseln, die ich liebe“, begann Adena Lausu ihren Satz. Eine andere Schülerin, Mega Laja Hardin, setzte an ihren Anfang: „Mein Vater ist ein Fischer. Wir hatten früher ein Boot. Aber jetzt sucht er Arbeit in Jakarta.“ Andere Schüler waren in ihren Kampf mit Worten vertieft, einige starrten ziellos auf das Fenster, und manche blickten mit halb geöffneten Mündern zur Decke, als warteten sie auf eine Offenbarung.

Jamaludin La Alis Papier war noch leer. Er konnte sich nicht entscheiden, was er schreiben wollte. Seine Augen blickten nach links und rechts, dann starrten sie auf eine Karte, die an der Wand im hinteren Teil des Klassenzimmers hing. Ein Schüler hatte diese Karte von Indonesien mit einer vergrößerten Version von Banda gezeichnet, mit Linien und Farben, die unordentlich, aber fest waren. Es war, als wollte die Karte schreien und verkünden, dass Banda deutlich geschrieben werden musste und dass keine einzige Insel ausgelassen werden durfte: Neira, Besar, Api, Rosengain, Pisang, Ay, Rhun, Manukang, Nailaka, Karaka, Batu Kapal und Manuk. Ein winziger Archipel, den man riechen kann, bevor man ihn sieht, versteckt zwischen Tausenden von anderen Inseln und umgeben von Wellen und heftigen Stürmen.

Die Inselgruppe ist nur 172 Quadratkilometer groß, etwa ein Viertel der Hauptstadt Jakarta, aber der Schüler hatte den Archipel um ein Vielfaches größer gezeichnet, als er tatsächlich ist. Aus der Luft betrach-